

## Friedrich David Gräters literarische Position

Von Hans Radspieler

Friedrich David Gräters lebenslange Bemühungen auf dem Feld der germanischen Philologie und der deutschen Volkskunde haben dazu geführt, daß sich mit ihm bevorzugt die Altgermanistik beschäftigt und ihm in der Geschichte ihrer Wissenschaft einen ehrenvollen Platz zugewiesen hat. Wir wollen darüber nicht vergessen, daß sich Gräter auch als Dichter fühlte und an der schöngeistigen Literatur seiner Zeit Anteil nahm. Seine Stellung darin und seine Haltung dazu ist durchaus der Untersuchung wert, da sie, wie zu zeigen sein wird, nicht ganz selbstverständliche Einblicke in die bürgerliche Bildungswelt der Goethezeit gestatten. Nicht ohne Bedeutung ist hierbei sein Beruf als Gymnasiallehrer, der es ihm ermöglichte, Generationen von Schülern gerade nach seinen Vorstellungen zu beeinflussen.

Unter diesen Aspekten soll nun, ohne daß Vollständigkeit erstrebt wäre, versucht werden, Gräters seelisch-geistige Haltung zu schildern, die charakteristischen Elemente seiner Dichtung deutlich zu machen und die Beziehungen zu den literarischen Zeitgenossen zu verfolgen.<sup>1</sup>

### I

Die beiden Hauptkomponenten von Gräters Geisteshaltung sind so deutlich ausgeprägt, daß sie bereits bei flüchtiger Betrachtung seines Lebens und Wirkens auffallen. Die eine ist für einen Gebildeten des 18. Jahrhunderts, der das Gymnasium einer Reichsstadt besucht, an den Universitäten Halle und Erlangen theologische und philosophische Studien getrieben und sich dem Beruf eines Gymnasiallehrers und -rektors in seiner Heimatstadt Hall und in Ulm zugewendet hat, so gut wie selbstverständlich: es ist die Liebe zur klassischen Antike. Gräter, übrigens im Todesjahr Johann Joachim Winkelmanns 1768 geboren, sah in den griechischen und römischen Dichtern und Denkern allezeit das Maß, nach dem sich wahres Menschentum zu richten habe. So betrachtete er etwa die Vorlesungen des berühmten Altphilologen und bedeutenden Homerforschers Friedrich August Wolf (1759 bis 1824) in Halle stets als den Höhepunkt seines Studiums. „Allein ... war ... Homer“, bekennt er am Jahresanfang 1810 in einer Haller Rektoratsrede, „seit drey und zwanzig Jahren, das heißt, seit ich, (wenn es mir erlaubt ist, endlich einmal meinem unsterblichen und unvergeßlichen Lehrer, dem Herrn Geheimerath Wolf in Berlin ein kleines Denkmal meines unerlöschlichen Dankes zu setzen.) ... das Glück hatte, zu den Füßen dieses großen Kenners der Griechen zu sitzen, mein Lieblingsschriftsteller, und seit den zwanzig Jahren, die ich mich nun hier der Vor-

<sup>1</sup> Eine Vollständigkeit der Quellenbelege strebt die vorliegende Studie nicht an. Im Laufe der Beschäftigung mit Gräter ist noch eine Anzahl von Manuskripten, vor allem von Briefen, zum Vorschein gekommen, die an den verschiedensten Orten liegen und deren restlose Auswertung nicht mehr möglich war. Es können sich also in Einzelheiten durchaus noch Ergänzungen ergeben, das Gesamtbild wird sich dagegen nicht verändern. — Herrn Dr. Dieter Narr, Eschenau, und seiner Familie danke ich für eine Reihe von Anregungen, Auskünften und Abschriften.

bereitung studirender Jünglinge ... widmete, der liebste und theuerste Gegenstand meiner Pflichten.“<sup>2</sup> Der von ihm 1795 entworfene „Lectionsplan eines Gymnasiums“ enthält denn auch den programmatischen Passus: „Die größte Cultur trifft man in den griechischen und römischen Schriftstellern, den Schöpfern der ganzen europäischen Literatur; diese müssen daher von allen alten Schriftstellern am ersten und am weitläufigsten behandelt werden.“<sup>3</sup> Seine „hohe, schwärmerische Liebe für das Gute und Große, für das Edle und Wahre, kurz für das Göttliche im Menschen“, zu der er sich 1815 einer Enkelin des Dichters Christoph Martin Wieland gegenüber bekennt,<sup>4</sup> ist zweifellos von dieser klassischen Bildung her zu sehen.

Die andere Komponente entsprang aus diesen philologischen Studien. Sie hatten ihn bereits mit siebzehn Jahren zum Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen und Arabischen geführt und wandten sich unter anderem dem Hohenlied Salomos zu.<sup>5</sup> Während er dieses Thema verfolgte, gerieten ihm Johann Gottfried Herders „Lieder der Liebe“<sup>6</sup> in die Hände, und „das wechselseitige Entzücken und Bewundern und die staunende Überraschung“, in die sie ihn versetzten, „ketteten mein Herz mit Einem Male so fest an Herdern, daß ich keinen höhern Wunsch und keine größere Begierde hatte, als ihn zu sehen, und aller seiner Schriften habhaft zu werden“. Dieses Erlebnis ließ Gräter eine neue Welt der Literatur entdecken, der er sich mit wahrer Begeisterung vor allem von 1786 an in Halle widmete, wo ihm eine größere Bibliothek zur Verfügung stand. Er las — wieder ein Erlebnis für ihn — die von Herder herausgegebene Sammelschrift „Von deutscher Art und Kunst“ und beschäftigte sich mit der Edda, mit Ossian, mit Otfried von Weissenburg, mit Volksliedern und mit dem Minnesang. Daneben erregten natürlich die zeitgenössischen, ebenfalls der Vorzeit huldigenden Dichter seinen Enthusiasmus. „Vornehmlich entflammten Kretschmanns Bardengesänge, Klopstocks Oden und seine Hermannsschlacht, die mir fast den Kopf schwindelnd machte, nebst der Patzkeschen Wochenschrift der Deutsche<sup>7</sup> meine Liebe zur Vorzeit immer mehr.“<sup>8</sup>

<sup>2</sup> Ueber eine griechische Nachbildung in homerischer Sprache und Versen der Nordischen Göttergeschichte: Skimers Fahrt, oder die Brautwerbung des Gottes Frey. Ein Programm bey der vierten Jahresfeyer der von ... Friderich, König von Württemberg, ... gestifteten Monarchie. Als Einladungsschrift zur festlichen Begehung desselben in dem Königlichen Gymnasio illustri. Den 1 Jenner 1810, S. 6. f.

<sup>3</sup> Gymnasiastisches Museum. 1. Bd. 1. Heft (mehr nicht erschienen), Leipzig 1804, S. 11.

<sup>4</sup> Gräter an Wilhelmine Schorcht, Mai 1815 (ohne Tagesangabe) (Hs: Wieland-Museum Biberach). — Allen Bibliotheken und Archiven, deren Handschriften ich benutzen durfte, darf ich auch hier meinen verbindlichen Dank aussprechen.

<sup>5</sup> Einzelheiten und Zitate im folgenden aus dem Brief an Christoph Martin Wieland vom 14. 1. bis 1. 3. 1798 (Hs: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Sammlung Böttiger, Kapsel 9).

<sup>6</sup> Lieder der Liebe; die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande. Leipzig 1778 (anonym erschienen).

<sup>7</sup> Es wäre zu prüfen, ob Gräter hier einem Irrtum erlag. Johann Samuel Patzke (1727—1787; vgl. ADB, 25. Bd., S. 238—240) gab zwar einige Wochenschriften heraus und veröffentlichte 1780 „Musikalische Gedichte“, die u. a. Dramen mit Stoffen aus der griechischen und altgermanischen Götterlehre enthielten, jedoch kein Blatt mit dem Titel „Der Deutsche“. Eine solche Zeitschrift wurde vielmehr 1771/72 und 1773/76 von Johann Gottus Müller herausgegeben (Carl Diesch: Bibliographie der germanistischen Zeitschriften. Leipzig 1927, Nr. 800).

<sup>8</sup> Aus seiner Selbstbiographie, hier zitiert nach Dieter Narr: Friedrich David Gräter. In: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag. Tübingen 1964 (= Volksleben, Bd. 5), S. 34—65, hier S. 36.

Es ist nicht Sache dieser Betrachtung zu verfolgen, wie das ganze Leben Gräters von nun an vom Studium des germanischen Altertums beherrscht wurde. Um seine geistesgeschichtliche Stellung zu fixieren, müssen wir uns damit beschäftigen, wie er in eigenartiger Weise dieses germanische Altertum mit der klassischen Antike zu verbinden suchte. Er betrachtete nämlich die altgermanische Dichtung in ihrem Geiste der altgriechischen ebenbürtig, der römischen in gewissem Sinne sogar als überlegen. Wenn wir richtig sehen, so hat Gräter in seiner frühesten selbständigen Veröffentlichung, in den „Nordischen Blumen“<sup>9</sup> von 1789, erstmals dartun wollen, „daß die nordischen Sagen mit eben so viel Geschmack und Kritik behandelt werden könnten, als die Mythen der Griechen“.<sup>10</sup>

Diesen Übersetzungen und Nachdichtungen, die als „Beytrag zur näheren Kenntniß der nordischen Dichtkunst und Mythologie“ gedacht waren, ließ er zwei Jahre später in seiner Zeitschrift „Bragur“ die dazugehörige theoretische Abhandlung „Über den Geist der Nordischen Dichtkunst und Mythologie“ folgen. Sie ist in der im 18. Jahrhundert so beliebten und von Lessing zum unnachahmlichen Muster erhobenen Form von Briefen an einen Freund gehalten.<sup>11</sup> Die Dichtkunst des alten Nordens, schreibt er, sei zwar nicht so weit gediehen, als daß sie Werke wie Ossian oder Homer hervorgebracht hätte. „Aber doch strebte sie mit ganzer Seele zu dem kühnsten Ziel hinan. Sie hatte alle Anlage, einst das zu werden, was unter den Musen aller Völker nur allein der Griechischen bey ununterbrochener Pflege glücken konnte. Von angeborenem Feuer entflammt, von einheimischer Weisheit und Geschichte genährt, gieng sie blos aus sich selbst, als ein wahres Original der Natur, hervor; an ihrer Kraft fehlte es nicht, daß sie von dem Schauplatz abtreten mußte, ohne sich zur Bewunderung der Nachwelt das verdiente verewigende Denkmaal gesetzt zu haben.“ Nicht uninteressant ist die Begründung, mit der er das Stocken dieser hoffnungsvollen Entwicklung begründet: „Die Einführung der christlichen oder vielmehr papistischen Religion war es, die die Landesmythologie gerade zu der Zeit zerstörte, als sie beynahe, wie mich dünkt, an Reichthum und Schönheit so viel gewonnen hatte, um von einem Hauptkopfe zu einem allgemein interessanten National- und Religionsgedicht brauchbar erfunden zu werden. Urtheilen Sie selbst, was eine Götterlehre von solchem Umfange für die Zukunft versprach? Sagen Sie, Freund, hatte die Mythologie der Norden [!] nicht alle Grundsteine zu einem großen und prächtigen Gebäude? Wäre es bey weiterer Ausbildung derselben durch die Poesie nicht endlich möglich gewesen, aus der mit den nachmaligen Götterfabeln vereinigten älteren Religions- und Naturweisheit ein schöneres und harmonischeres Ganze aufzuführen, als Ovid aus der Römisch-Griechischen in seinen Verwandlungen?“<sup>12</sup>

Den letzten Gedanken greift er im dritten Brief noch einmal auf. Er entwickelt seinem Briefpartner die Systematik der nordischen Mythologie und knüpft daran die für einen Altphilologen und Schüler Wolfs geradezu ketzerische Folgerung: „Wenn dieser schöne, allem Anscheine nach pragmatische Plan der Plan der nordi-

<sup>9</sup> Erschienen in Leipzig.

<sup>10</sup> So einer der frühesten Biographen, Heinrich Döring in J. S. Ersch und J. G. Gruber: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste . . . 1. Section, 78. Tl., Leipzig 1864, S. 91—97, hier S. 91.

<sup>11</sup> Bragur. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. 1. Bd. (1791), S. 55—87; 2. Bd. (1792), S. 78—100; 3. Bd. (1794), S. 1—16. Die Anmerkung in Bd. 1, S. 55, betont eigens die Zusammengehörigkeit mit den „Nordischen Blumen“.

<sup>12</sup> Bd. 1, S. 56 f.

schen Göttergeschichte selbst ist, sagen Sie, l. Fr. müßte sie nicht in der Ausführung unter der Hand der Kunst, unter der Hand eines nordischen, ich will nicht sagen, Homers, nur Ovids, ein ganz anders und bey weitem vortreflicheres Ganze, als die Römischen Metamorphosen geworden seyn? — Erschrecken Sie nicht, wenn ich diese heterodoxe Meynung zu wiederholen wage. Ich weiß wohl, wie unsanft man zuweilen von zu heißen Verfechtern und unbedingten Bewunderern des Griechischen und Römischen Alterthums bey solchen Äußerungen zum Respekt verwiesen wird, allein ich weiß auch wohl, was und wovon ich gesprochen habe. . . . Ist es denn also gefrevelt, wenn ich vermüthe, daß die Nordische Göttergeschichte, in deren Anlage die Natur selbst die Stelle eines pragmatischen Dichters vertreten hat, in der Ausführung den Ovidischen Verwandlungen den Vorrang streitig machen müßte?<sup>13</sup>

Wie ernst es Gräter mit dem Beweis der Gleichwertigkeit von nordischer und klassischer Antike war, bezeugt beispielsweise nicht nur die mehr am Rande liegende Übung, abwechselnd die Formulierung „si diis placet“ zu verwenden und die Normen anzurufen,<sup>14</sup> sondern vor allem der mit aller Sorgfalt und mit wissenschaftlichem Apparat unternommene Versuch, die altnordische Edda in das Griechische Homers zu übertragen. „Hier zeigte sich nun zwar bald, daß diese Antike [Skirners Fahrt] unverstümmelt auf uns gekommen ist; daß sie in der That einen homerischen Gang in der Erzählung hat; und daß die Kunst und Natur des Nordischen Skalden im Ganzen der Kunst und Natur des Griechischen Bardens an der Seite steht; nur kam mir auf der andern Seite die Nordische Antike wie ein Edelstein vor, der von einem Meister ins Rohe bereits mit allen Zügen kenntlich gearbeitet, aber noch nicht vollendet war. Kein einziger wesentlicher Zug fehlte, aber hie und da bedurfte es noch einer Rundung oder eines Drucks, zumal da das Original selbst den Anfang dieser Erzählung nur in Prosa ergänzt, und auch in der Mitte einmal die Prosa mit dem Verse abwechseln läßt. Ein Fall, der bey der Ueberlieferung der Nordischen Skaldenlieder häufig vorkommt, wozu ich mich aber oft erinnere, die ursprüngliche prosodische Erzählung aus andern Codicibus wieder gefunden zu haben, und daß solche prosaische Einleitungen oder Unterbrechungen größtentheils nur Fehler und Bequemlichkeiten der Abschreiber und Nacherzähler gewesen sind. Ich gab daher die Erzählung zwar durchaus in Hexametern, aber ohne einen einzigen wesentlichen Zug auszulassen, oder irgend einen hinzuzusetzen, den das Original nicht hätte. Man kann eine solche Behandlung keine Verschönerung, man kann sie nur höchstens eine Wiederherstellung der verloschenen Züge eines Gemählde nennen.“<sup>15</sup>

Ungemein aufschlußreich ist die Tatsache, daß die eben zitierte Abhandlung über die Nachbildung einer nordischen Göttergeschichte in die Sprache Homers gerade als „Programm bey der vierten Jahresfeyer der von . . . Friderich, König von Württemberg, . . . gestifteten Monarchie“ zum 1. Januar 1810 erschien. Zeigt sie uns doch, wie Gräter seine Verehrung der Antike und die Schwärmerei für

<sup>13</sup> Bd. 3, S. 2—4. Das gleiche Problem behandelt auch ein in Bd. 8 (1812), S. 46—120, enthaltener Aufsatz: Wäre es der schönen Literatur des Nordens zuträglich, wenn die alte nordische Mythologie eingeführt und von unsern Dichtern statt der griechischen allgemein angenommen würde? Eine akademische Preisschrift von Jens Möller, aus dem Dänischen übersetzt . . .

<sup>14</sup> Narr, S. 38.

<sup>15</sup> Ueber eine griechische Nachbildung . . . , S. 5 f. Der Text des Programmes (vgl. Anm. 2) erschien auch in Bragur, 8. Bd. (1812), S. 43—45.

alles Nordische mit einem betont deutsch-vaterländischen, ja württembergisch-vaterländischen Zug kombinierte, der uns später noch einmal beschäftigen wird. Wenn wir dem Programm weiterhin entnehmen, daß der Rektor Gräter auf dieser Feier nach der Festansprache einige Proben seiner Edda-Übersetzung in der „altgriechischen Erasmischen Aussprache“ deklamierte, welche „Homer mehr genießen lasse“ als die „neugriechische Reuchlinische“, daraufhin Klopstocks „Vater Unser“<sup>16</sup> rezitierte und dann unter den Klängen der Schlußmusik das Rednerpult verließ, so scheint uns die Zusammenstellung wohl einigermaßen extravagant, aber unübertroffen typisch für Gräter.

Auch hier, bei aller Übertreibung, ist Gräter noch ganz Schüler Herders. Er hat Herders Erkenntnis über das Wesen der Volkspoese konsequent auf die Lieblingsgegenstände seiner Forschungen angewandt. Obwohl Gräter nahezu eine Generation jünger war als Herder, so kann man doch kaum davon sprechen, daß er das Werk seines Lehrers weiterführte oder auf ihm aufbaute. Er war, wenn man schon literarische Epochenbezeichnungen heranziehen will, weder ein Vertreter des Sturms und Drangs noch einer der Romantik. Sein Blick war rückwärts gewandt, er blieb der Generation der Vorklassik verhaftet. Man muß sich in diesem Zusammenhang vor Augen halten, daß ein Friedrich Schlegel nur vier Jahre jünger war als er, ein August Wilhelm Schlegel sogar ein Jahr älter, daß beide mit ihrem Werk aber einer jüngeren, weiterschreitenden Generation angehören. Gräter selbst fühlte sich bei seinen wissenschaftlichen Bemühungen vorwiegend den Älteren verbunden. Noch 1829 erwähnt er dankbar Hilfe und Ermunterung, die ihm „beynahe alle damaligen Häupter und Väter der Literatur und der Alterthumskunde, ein Reinhold Forster, ein Denis, ein Uz, ein Weisse und Gleim, ein Klopstock, Wieland und Herder — und dazu die Wortführer der Nation, ein Herzberg und Dalberg ...“<sup>17</sup> gewährt hatten.

Bemüht man sich, tiefer auch in Mentalität und Lebensauffassung Gräters einzudringen, so verstärkt sich der Eindruck der Verklammerung mit der älteren Generation. Sentimentalität und Freundschaftsschwärmerei, wie sie im zweiten und dritten Viertel des 18. Jahrhunderts verbreitet waren, überwältigten ihn noch 1793, als er — übrigens zum ersten Male! — dem Dichter Friedrich Matthisson gegenüberstand: „Endlich ging die Thüre auf, und wir, die wir uns nie gesehen, nie gesprochen, nie geschrieben hatten, — sahen uns nur und flogen einander um den Hals. Das war eine nie gefühlte Freude!“<sup>18</sup> 1797 besuchte er Christian Gottfried Schütz in Jena und war noch beim Abschied vom freundlichen Empfang so hochgestimmt, daß er als schwärmerischer Anakreontiker keinen Trennungsschmerz fühlte: „... ich schwebte, etwa wie die Seelen im Elysium, in einer Art von vergnügtem Taumel, und die mich immer umhüpfenden kleinen Dämonen des Scherzes, der Neckerei und der fröhlichen Laune ließen mir bis auf die letzten Augenblicke des Einsteigens, der Zurechtrichtung und der Abfahrt selbst keine Minute übrig, um zur Besinnung zu kommen. Und so fuhr ich denn ... durch die Wolken des Morgennebels dahin, trunken wie die seligen Götter.“<sup>19</sup> Derartige

<sup>16</sup> Gemeint ist „Das Gebet des Herrn“ aus den „Geistlichen Liedern“ (Sämtliche Werke. 5. Bd., Leipzig 1854, S. 234—236).

<sup>17</sup> Versuch einer Einleitung in die Nordische Alterthumskunde vorzüglich für Dichter und Künstler. 1. Bdch., Dresden 1829, S. III.

<sup>18</sup> Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten vom 24. Jul. bis 12. Aug. 93, S. 138 f. (Hs: Landesbibliothek Stuttgart, Cod. Misc. 4°, Nr. 30 b).

<sup>19</sup> Döring, S. 93 f.

Gefühlsausbrüche enthalten auch seine Briefe, doch zeugen diese, seiner hypochondrischen Veranlagung entsprechend, weit mehr von gedrückter und schwermütiger als von fröhlicher Stimmung.

Beachtenswerter, weil nicht so sehr der Gemütsverfassung unterworfen, scheint uns die Betonung der Vernunft und ihre Erhebung über das Gefühl zu sein. Aus dem Jahr 1796 stammt ein Gedicht mit der bezeichnenden Überschrift „Vernunft und Herz“. Der Verfasser klagt hier über Enttäuschung in Liebe und Freundschaft sowie über Zurücksetzung im Beruf. Doch dann will er allen bitteren Empfindungen keinen Raum geben:

„O schäme der Empfindung dich, mein Herz!  
Denn was du fühlst, ist weder Recht noch Wahrheit!  
Ist Eitelkeit, mein Herz, und Haß und Mißgunst.  
Wenn ohne Lohn du gut und treu und wahr  
Und edel bist, o dann, mein stolzes Herz,  
Dann ehr' ich dich, ich bess'res Ich, Vernunft.“<sup>20</sup>

Ob es zu weit geht, wenn man hier Kants kategorischen Imperativ im Hintergrund zu erblicken glaubt? Auf jeden Fall wird die Vernunft als Leitstern des Handelns apostrophiert, wozu sich Gräter einige Jahre zuvor aus aktuellem Anlaß ebenfalls gedrunken gefühlt hatte. Es drehte sich um die Ermordung Jean Paul Marats am 13. Juli 1793 durch Charlotte Corday d'Armans. Die knapp Fünfundzwanzigjährige wollte dadurch ihre Heimat von den Schreckensmännern befreien und erregte durch ihre verwegene Tat in ganz Europa Aufsehen. Gräter, der sich bald darauf in Gesellschaft über das Ereignis unterhielt, ließ sich jedoch nicht beeindrucken und nahm sich vor, für eine Frauenzeitschrift Briefe über Charlotte Corday zu schreiben, „um ihre Handlung mit der Fackel der kalten Vernunft auf eine Art zu beleuchten, daß sich die jungen Leserinnen derselben nicht zur Bewunderung, noch weniger zur Nachahmung dieses blendenden Heroismus reizen lassen“.<sup>21</sup> Er fand sich durch Wieland, der im „Teutschen Merkur“ ebenfalls über das Thema gehandelt hatte,<sup>22</sup> in seiner Auffassung bestätigt. Vielleicht hat er an diese Übereinstimmung gedacht, als er Wieland zwanzig Jahre später in einem Nachruf ausdrücklich als „Lehrer der wahren Lebens- und Vernunftweisheit“ feierte.<sup>23</sup>

Nicht übersehen darf man in diesem Zusammenhang die Bedeutung, die Gräter der Logik im Schulunterricht zuweist. Noch heute sollten seine Überlegungen dem Pädagogen zu denken geben: „Unter den neuern Sprachen macht sich die Muttersprache am wichtigsten, weil ihr Studium auf das genaueste mit dem Studium der formalen Philosophie oder der Logik zusammenhängt. Denn die Muttersprache studirt man nicht sowohl, um die Schriftsteller in derselben lesen und beurtheilen, sondern um sich selbst darinnen in jedem Vorfalle sowohl mündlich als schriftlich richtig und zweckmäßig ausdrücken zu können. Wer aber richtig sprechen und schreiben will, der muß zuvor richtig denken können; denn

<sup>20</sup> Lyrische Gedichte nebst einigen vermischten. Heidelberg 1809, S. 153. — Das Gedicht steht zeitlich und sachlich in Zusammenhang mit Gräters Brief an seinen Freund Fülleborn vom 19. 12. 1795—4. 3. 1796 (Schiller-Nationalmuseum Marbach), in dem er über eine geplante Heirat u. a. sagt: „Denn es soll eine Heurath mit Verstand werden, und mein Herz ist noch nicht eingeschläfert genug.“

<sup>21</sup> Mein Besuch bey Amalien . . . , S. 137.

<sup>22</sup> In seinen Anmerkungen zu dem Aufsatz: Scharlotte Korday. In: Der Neue Teutsche Merkur. 1793, 3. Bd., S. 68—79 (die Anmerkungen auf S. 68 f., 71 f., 73 f., 79—98).

<sup>23</sup> Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung. 2. Jg. (1813), Nr. 9, S. 44.

der Ausdruck ist das Abbild der Gedanken. Der Unterricht in der Muttersprache setzt also zu diesem Zwecke außer dem Privatstudium und dem gelegentlichen Vortrage der Grammatik Kenntniß der Logik voraus, denn diese lehrt die Kunst richtig zu denken.“<sup>24</sup> An anderer Stelle drückt Gräter den gleichen Gedanken mit dem Vergleich aus, Gedanke und Wort, Verstand und Sprachgebrauch verhielten sich zueinander wie Herr und Diener.<sup>25</sup>

Anzufügen wäre diesen für Gräter typischen Wesens- und Geisteszügen noch die von Dieter Narr gemachte Beobachtung eines weiteren Anachronismus: „Es ist fast verblüffend, wie stark dieses Charakterbild an den Gelehrtentyp einer Zeit erinnert, die damals doch schon länger vergangen war. In der Tat zeigt es so manchen Zug, der jenen Gestalten eigentümlich ist, wie sie das Zeitalter des Althumanismus und des ihm noch in mancher Hinsicht verwandten Barocks geprägt hat. Das unverhüllte Trachten nach Ruhm bei der Mit- und Nachwelt, das Werben um die Gunst der Mäzene und Magnaten, das Pochen auf die vornehmen Verbindungen, der zur Virtuosität ausgebildete Huldigungs- und „Komplimentierstil“, das rauschende, mitunter schier peinigende Pathos der Rede, alle diese Manieren lassen Gräter als einen Nachkommen, einen freilich schon ziemlich verspäteten Schüler verflossener Jahrhunderte erscheinen.“<sup>26</sup>

## II

Wenn man dieses rückwärtsgewandte, aus Empfindsamkeit, Schwärmerei, Vernunfttherrschaft und barocken Zügen zusammengesetzte geistige Porträt Gräters gewonnen hat und nun gleichsam zur Probe seine poetischen Schriften durchgeht, so ist man fast verblüfft, wie deutlich uns auch hier die gleichen Erscheinungen entgegenreten. Dies gilt sogar, um die auffälligste Übereinstimmung zuerst zu nennen, für das Barocke an Gräter. Daß dies nicht nur Ausdruck einer altfränkischen Konvention des Reichsstädters war, sondern mehr, nämlich Ausdruck einer inneren Verfassung, zeigt seine zwar nur vereinzelt anzutreffende, jedoch deutlich vorhandene Vorliebe für Barockdichtung. Er hat nicht allein in seine Zeitschrift „Idunna und Hermode“ immer wieder Barockgedichte eingerückt<sup>27</sup> und bei dieser Gelegenheit auf die „Goldkörner“ hingewiesen, die bei Gedichten des 17. Jahrhunderts doch „zuweilen unter vielen Mittelmäßigen und Geschmackwidrigen“ zu finden seien,<sup>28</sup> er hat 1807 auch selbst ein Gedicht verfaßt, das nach Überschrift, Darstellung und Gehalt eine getreue Kopie barocker Poemata bietet:

### Was ist der Mensch?

Den 13 Oct. 1807.

Was ist der Mensch? ein Etwas ach! und Nichts,  
Ein Feuerfunken aus der Gottheit Strahl,  
Ein Wurm, der auf der Erde Rinde kriecht!  
Ein Ball des Schicksals! eine Qual für sich  
Und andre! ja ein tausendfacher Quell  
Von tausendfachen Freuden! ach! ein Engel,  
Ein Seraph um den hohen Thron Jehova's,

<sup>24</sup> Gymnasiastisches Museum. S. 12 f.

<sup>25</sup> Ebenda, S. XV.

<sup>26</sup> Narr, S. 42 f.

<sup>27</sup> Zum Beispiel in Jg. 1 (1812), S. 45, 133, 140, 160, 169, 188, z. T. in Bearbeitung, und in Jg. 2 (1813), S. 45.

<sup>28</sup> Ebenda, Jg. 2 (1813), S. 45.

Ein Teufel ach! im Schwefelpfuhl der Hölle!  
 Sey König oder Bettler! Das getreue  
 Herz deiner Unterthanen nur, o König,  
 Das edle deiner Herrscher, Unterthan!  
 Die Liebe nur, nicht euer Stand macht glücklich!  
 Der Mensch ist nur des andern Menschen Freude!  
 Der Mensch ist nur des andern Menschen Qual!

...<sup>29</sup>

Die „Lyrischen Gedichte“, 1809 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen, denen das eben zitierte Stück entnommen ist, dienen uns als Hauptquelle auch für die übrigen typischen Züge der Gräterschen Dichtungen.<sup>30</sup> Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis läßt uns die im vorigen Kapitel aufgezählten Charakteristika erwarten: der erste Hauptteil ist gegliedert in „Lieder der Liebe“, „Minnelieder der teutschen Ritter“, „Denkmale der Freundschaft und Zärtlichkeit“, „Liebes- und Lebensweisheit“ und „Vaterlandsgesänge“; der zweite Hauptteil enthält „Nordische Gedichte“ in Nachgestaltung und Übersetzung. Blättern wir in dem Band, so stoßen wir nach einigen Seiten gleich auf ein 1787 entstandenes Gedicht „Die Stunde der Entscheidung“, das deutlich in der Nachfolge Klopstocks steht. Gräter schildert darin in poetischer Verklärung die Begegnung mit der Geliebten:

Auf Purpurgewölken wallte die Sonne  
 Festlich von Osten herauf,  
 Und goß den goldenen Schimmer  
 Auf grünende Fluren umher,  
 Und küßte die Perlen des Thaus  
 Von den Farben der Blümchen ab;  
 Da glänzten mir flammend die Strahlen  
 Der Sonn' ins Augenlied,  
 Und Glanz und Schönheit weckten  
 Mich aus dem Schlaf.

„Willkommen, purpurn von Osten,  
 Morgensonne, willkommen mir!  
 So schön, so festlich  
 Schimmertest du dem Sänger nie!  
 Seliges, heiliges, göttliches Licht!

Sey mir gesegnet!  
 Licht meines neuen,  
 Licht meines ersten Lebens!  
 Bald werd' ichs seyn,  
 Der Glückichste an Sala's Ufern!  
 Bald getröstet, gestillet,  
 Gestärket, erquicket  
 Dieß bekümmerte, klagende,  
 Schwache, verschmachtete Herz!“

So betet' ich! Da wallte die Sonne  
 Strahlender schon den Himmel herauf,  
 Und meines Thurmes Schatten wies  
 Die Wonne verkündende, heilige  
 Stunde der Entscheidung!

Da flog ich auf Flügeln der Liebe,  
 Trunken und zitternd vor Hoffnung,  
 Der Herrlichen zu!

...

<sup>29</sup> Lyrische Gedichte ..., S. 156 f.

<sup>30</sup> Einzelne Stücke daraus sind schon vorher in Wielands Teutschem Merkur erschienen.

„Bist du ... Ich wag' es nicht ...“  
 So stammelte mein Mund;  
 „Bist du ... Ich wag' es nicht —“  
 Auf ewig dein! sprach sie,  
 Und Thränen flossen heiß herab,  
 Thränen voll himmlischen Entzückens,  
 Thränen unnennbarer Wonne,  
 Die ihr mit Allgewalt itzt  
 Durchbebt die Seele!  
 ...<sup>31</sup>

Im gleichen Jahr entstand „Die Scheidung“, auch sie völlig von Klopstockscher Stimmung und Diktion geprägt:

Sie naht — Schon glänzet zitternd im Auge mir  
 Die Wehmuthsthräne! Sehrender schlägt mein Herz  
 Nun dir entgegen, Daphne! — Schwermuth  
 Beugt nun darnieder die düstre Seele!  
 Sie naht die Stunde. Soll ich denn nimmermehr  
 Dein sanftes Auge schauen? soll nimmer dich,  
 Du aller meiner Lebensfreuden  
 Schöpferin! nimmer dich sehn, umarmen!  
 Nur das noch, das noch, Daphne! dann will ich gern  
 Mein junges Leben, wenn schon, Geliebte, dir  
 Auch jedes Lied vergebens nachseufzt,  
 Traurig und ferne von dir verweinen!<sup>32</sup>

Diese Klopstock-Nachahmung, die wohl auch in Zusammenhang mit der Vorliebe für das Barocke steht, wurde, wie es scheint, im Freundeskreis Gräters ebenfalls mit einer gewissen Hingebung gepflegt. Karl Ludwig August von Münchenhausen (1759—1836), der mit Gräter zusammen einen „Barden-Almanach der Deutschen für 1802“ herausgab,<sup>33</sup> rückte darin ein Stück ein, betitelt „Schauer auf dem Gottes-Acker. An den Mond“,<sup>34</sup> das eine fast schon etwas aufdringliche Imitation von Klopstocks „Die frühen Gräber“ beziehungsweise „Die Sommernacht“ darstellt.

So verwundert es nicht mehr, wenn wir bei Gräter nun auch stilreine Anakreontik vorfinden, die man ohne Kenntnis des Verfassers auf gut eine Generation früher datieren würde. Zunächst eine liebliche Schäferszene:

#### Amaryllis.

Wehet leiser, Zephyretten,  
 Schweigt ihr lieben Vögelein!  
 Dort auf jenen Rosenbetten  
 Schlummert Amaryllis ein.  
 Sie umthronen Huldgöttinnen,  
 Und ein Liebesgötter-Paar  
 Reicht schon den verschloss'nen Sinnen  
 Das geliebte Traumbild dar.  
 Schweigt, Ihr Sänger auf den Bäumen!  
 Weste, wehet leiser hier!  
 Laßt sie schlummern! laßt sie träumen!  
 Ach, sie träumt vielleicht von mir!<sup>35</sup>

<sup>31</sup> S. 8—9 und 13.

<sup>32</sup> S. 29.

<sup>33</sup> Erschienen in Neu-Strelitz.

<sup>34</sup> S. 201—203.

<sup>35</sup> Lyrische Gedichte ..., S. 15.

Dann einer der so beliebten Rokoko-„Wünsche“:

W u n s c h.

Ach! wär' ich doch ein Röschen!  
Ein Röschen möcht' ich seyn!  
Mich brähe sie vom Stocke,  
Mich nähme sie in ihren Busen ein.

Welch nie empfund'ne Götterlust!  
Ich schmiegte mich an ihre Brust,  
Als ob, als ob sie's wüßte!  
Und pflegt', und wärmt' und wiegte mich,  
Und träumte, daß ich küßte.

Und wenn ich wachte, küßt' ich sie!  
Doch so ein Kuß von Rosenduft  
Entweihte nie die heil'ge Kluft,  
Und meine Daphne zürnte nie!<sup>36</sup>

Auch hier finden wir Verwandtes in dem schon herangezogenen „Barden-Almanach“ teils in Gedichtform, teils als kleine Prosaidyllen, deren Titel „Der erste Kuß“<sup>37</sup> oder „Der Kuß um's Lämmchen“<sup>38</sup> für sich selbst sprechen. Des Aushebens wert erscheinen uns zwei der geistvolleren in der Gruppe der Epigramme:

W a h r u n d n i c h t w a h r.

Der Teutsche wirkt mit Kopf und Hand;  
Ihm fehlt nur bloß — sein Vaterland.<sup>39</sup>

G r a b s c h r i f t e i n e s K i n d e s.

(Von einem Leichensteine abgeschrieben.)

Trotz der Ehre, gab die Liebe  
Mir den Augenblick von Leben;  
Trotz [der] Liebe hat die Ehre  
Mir den frühen Tod gegeben.<sup>40</sup>

Überhaupt bietet der Almanach einen ähnlichen Querschnitt wie die „Lyrischen Gedichte“; er enthält noch Stücke im Bardenton und sogar eine Abhandlung von Karl Wilhelm Justi (1767—1846) und dem schon genannten Münchhausen „Der todte Adonis, nach der 30. Idylle des Theokrit und Balders Leichen-Feyer, nach der 43. Fabel der jüngeren Edda. Eine Parallele.“<sup>41</sup> die ganz im Sinne Gräters alt-nordische und klassische Dichtung auf eine Stufe stellt.

In den „Lyrischen Gedichten“ erfüllt diese verbindende Funktion der Wiederabdruck der sogenannten Bissula-Lieder des Ausonius<sup>42</sup> in Gräters Übersetzung. Diese Lieder hatten besonders deswegen seine sichtliche Zuneigung gewonnen, weil ihr mit Anmut und Liebe behandeltes Thema in gewisser Weise Gräters literarisch-ästhetischen Traum realisiert, nämlich die Vereinigung klassischen Geistes und klassischer Humanität mit der von Tacitus beschriebenen Schönheit und Tugend der alten Deutschen. Seine Einleitung läßt einiges davon durchklingen: „Im Jahr nach Christi Geburt 368 lieferte Kaiser Valentinian den Allemannen (d. i. den alten Schwaben) und andern teutschen Völkern eine große Niederlage bei der

<sup>36</sup> S. 28.

<sup>37</sup> Barden-Almanach . . . , S. 245 f.

<sup>38</sup> S. 246—248.

<sup>39</sup> S. 35.

<sup>40</sup> S. 179, beide anonym.

<sup>41</sup> S. 204 ff.

<sup>42</sup> Vorher bereits gedruckt in Bragur, 6. Bd., 1. Abt. (1798), S. 104—117, und im Gymnasialistischen Museum. S. 70—80.

Quelle des Neckarflusses, der bekanntlich in dem Schwarzwalde entspringt. Decius Magnus Ausonius, Sohn des Kaiserlichen Leibarztes Julius Ausonius, und Erzieher der Prinzen, wohnte nebst einem seiner Eleven, Gratian, diesem Feldzuge bey, und hatte die Freude, bey der Niederlage der Allemannen ein junges schwäbisches Mädchen, mit Namen Bissula, zur Gefangenen zu machen, deren Reitze ihn so sehr anzogen, daß er sie mit nach Rom nahm, ihr die Freyheit schenkte, sie erzog und bildete, und sich endlich so von den Schönheiten und Tugenden dieser Schwäbin begeistert fand, daß er ein ganzes Buch der (wie man vermuthen kann) feinsten Lobgedichte und zärtlichsten Lieder auf sie verfertigte, die er dann auf Antrieb eines seiner Freunde mit der Zeit dem Publikum übergab.“<sup>43</sup> Auch im Nachwort spürt man, warum Gräters Herz gerade an diesen Liedern hing: „Dieß sind die wenigen Ueberreste von den schönen Blumen, die ein römischer Dichter, des vierten Jahrhunderts unsrer Schwäbischen Landsmännin gestreut, und ihren Namen dadurch verewigt hat; Ihren Namen und zwar ihren Vaterländischen; denn daß Bissula ein teutscher Name sey, erhellt nicht blos aus dem Epigramm über denselben; sondern es findet sich auch wirklich in dem Verzeichniß der altschwäbischen Frauenzimmer-Namen . . . eine *P e z e l a*, welches höchstwahrscheinlich die eigentlich teutsche Form dieses Namens war, und die Ausonius vermuthlich nur seinem feinem Römischen Ohre zu gefallen (wiewohl es andern Römern auch so noch ein nomen horridulum war) in Bissula verwandelt hat.“<sup>44</sup> Ähnlich wie bei der Haller Feier verknüpft Gräter seine philologisch-historischen Anmerkungen wieder mit patriotischen Absichten. Er spricht davon, daß Ausonius auch den Fluß Mosel gepriesen habe, und schließt mit der Aufforderung: „Und wir Teutschen, deren vaterländischem Strome dieses unsterbliche Denkmal gewidmet ist, sollten nicht die Freude des Ausländers über dasselbe, und seine Bewunderung theilen? sollten noch ein Jahrhundert vergehen lassen (vierzehn sind vorüber!) bevor diese in göttlichen Versen verewigte Mosel auch in unsrer Sprache von einer Hand in die andere, von einem Schoos in den andern fliegt. Ich glaube nicht. Ein Jüngling voll Vaterlandsliebe, und zum Priester der Musen bestimmt, wird über diese zweifelnde Frage zürnen und hinfliegen an die Seite des Römers, zu thun, was des Vaterlands würdig ist.“<sup>45</sup>

Damit wären wir wieder bei der vaterländischen Komponente, die in den „Lyrischen Gedichten“ gleichzeitig zur Huldigung an die württembergische Monarchie wird. „Die württembergischen Vaterlandslieder“, heißt es in der Vorrede, „sind der Ausdruck eines Gefühls, von welchem ich wünsche, daß es alle Teutschen, die in der großen Umänderung des letzten Jahrzehndes das Glück gehabt haben, aus dem reichsstädtischen in das monarchische Verhältniß überzugehen, mit mir zu theilen vermögen.“<sup>46</sup> Das so angekündigte Kapitel der „Vaterlandsgesänge“ enthält, wie immer, wenn der Patriotismus in der Dichtung die Oberhand gewinnt, Gräters schwächste Leistungen. Interessant ist der auf 1797 datierte Vierzeiler „Das Teutsche Vaterland“, weil er den Grundgedanken von Ernst Moritz Arndts berühmtem gewordenem Gedicht „Des Deutschen Vaterland“ von 1813 bereits vorwegnimmt:

<sup>43</sup> Hier zitiert nach dem Druck im Gymnasiastischen Museum, S. 70 f.

<sup>44</sup> S. 77 f.

<sup>45</sup> S. 80.

<sup>46</sup> Lyrische Gedichte . . ., S. 12.

„Wo ist das Teutsche Vaterland?“  
 Weißt du das, Thor von Frager, nicht?  
 Wo man die Sprache Hermanns spricht,  
 Da ist das Teutsche Vaterland!<sup>47</sup>

Im „Teutschen Schützenlied“, das nach der Melodie von Schubarts „Kaplied“ zu singen sei, schleicht sich schon in der ersten Strophe Banalität ein:

Es leben alle Schützen hoch  
 Im teutschen Vaterland!  
 Von biedern Schützen stammen wir,  
 Und säh' uns Vater Teut allhier,  
 Er reicht' uns froh die Hand!<sup>48</sup>

### III

Nachdem wir Gräters geistige Stellung ermittelt und von ihr aus seine Dichtung erklärt haben, bleibt uns noch sein Verhältnis zu den literarischen Zeitgenossen zu betrachten. Vor allem durch seine *Altertumszeitschriften* geriet Gräter mit einer großen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern in Verbindung. Für das Jahr 1802, als er den siebten Band von „Bragur“ herausgab, konnte er nicht ohne Stolz die Zahl seiner „schriftlichen Freunde“ mit 237 angeben und behaupten, die Kunde von seinem Unternehmen habe sich „bis an den Ebro, die Raab, und an das schwarze Meer“ verbreitet.<sup>49</sup>

Die Beziehungen zu den verschiedenen, heute oft vergessenen Gelehrten können für unsere Zwecke vernachlässigt werden, und auch bei den Vertretern der *Schönen Literatur* müssen wir uns, um nicht ins Uferlose zu geraten, auf das Wesentliche beschränken. Ein Überblick zeigt uns zunächst einmal als auffallendste Tatsache, daß sich Gräter, ebenso wie in seiner Dichtung, der Generation von ihm anschloß. Er fühlte sich als Nachfahre eines Klopstock, Gerstenberg, Denis und Herder und der noch früher geborenen Bodmer, Breitinger, Götz und Gleim.<sup>50</sup>

Aufschlußreich ist eine Äußerung, in der er sogar das Bestreben der jungen Romantiker mit verblühten Worten, den Eingeweihten aber klar genug, über seine Vermittlung auf die oben genannten Namen zurückführt. Es ist im Jahre

<sup>47</sup> S. 181. — Interessant ist der Vergleich besonders mit der 1. und der 6. Strophe von Arndts Gedicht:

Was ist des Deutschen Vaterland?  
 Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?  
 Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?  
 Ist's, wo am Belt die Möve zieht?  
 O nein! nein! nein! Sein Vaterland muß größer sein.  
 Was ist des Deutschen Vaterland?  
 So nenne mir das große Land!  
 So weit die deutsche Zunge klingt  
 Und Gott im Himmel Lieder singt,  
 Das soll es sein!  
 Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

(Zitiert nach: *Gedichte von Ernst Moritz Arndt*. Herausg. von Heinrich Meisner. 2. Tl., Leipzig o. J., S. 25 f. = *Ernst Moritz Arndts Werke*. Auswahl. 3. Bd.) Der Vergleich zeigt besonders schön, wie sich ein Gedanke, der bei Gräter noch völlig im Bereich der *Ratio* liegt, bei dem ein Jahr jüngeren Arndt ins *Rauschhaft-Irrationale* steigert, das den Nationalismus des 19. Jahrhunderts u. a. kennzeichnet.

<sup>48</sup> S. 183.

<sup>49</sup> *Bragur*, 8. Bd. (1812), S. XII.

<sup>50</sup> Ebenda, S. X f., wo er die Situation im Jahre 1791 charakterisiert, als er den ersten Jahrgang herausgab.

1812, als er nach zehnjähriger, durch widrige persönliche und berufliche Umstände erzwungener Pause seine Altertumszeitschrift „Bragur“ wieder erscheinen läßt. In der Vorrede zu dem neuen Band spricht er davon, wie er den literarisch Toten habe spielen müssen, und fährt fort: „Wenn ein Physisch-Todter eben so gut nach einigen Jahren wieder auferstehen, und dieselbe Erfahrung machen könnte, die ich gemacht habe, er würde sich wundern. Wahrlich, der feine Menschenkenner Plinius hat Recht: *Tam rara in amicitii fides, tam parata oblivio mortuorum, ut ipsi nobis debeamus etiam conditoria exstruere.* Ja, man scheute sich nicht, das Gute der Gestorbenen sich geradezu anzueignen, und wo sie in Felsengründen erst eine Ebene gehauen, und die Gegend wirthlich gemacht haben, wenn man nun seine Palläste oder seine bretternen Häuser aufschlägt, denjenigen, der uns die Stätte bereitet hat, zu verleugnen, und zu thun, als ob dieß alles von Mutter Natur also zugerüstet wäre. Doch darüber will ich mit Stillschweigen hingehen, und mich vielmehr des Vergnügens erinnern, das ich während dieses Zwischenraums empfand, wenn ich hörte oder las, oder mich selbst überzeugte, wie das Nordische und Teutsche literarische Alterthum, für welches Bragur die teutschen Vaterlandsfreunde nach und nach in allen seinen Zweigen zu interessieren versuchte, wirklich von Jahr zu Jahr an Urbarmachung, an tieferer und weiterer Erforschung, an Interesse, Hülfsmitteln, Unterstützung, an Verehrern und Freunden zugenommen hat.“<sup>51</sup>

Deutet man diese Zeilen richtig, so kann kein Zweifel bestehen, daß er sich mit seinem „Bragur“ das Hauptverdienst bei der Neubelebung der altdeutschen Studien durch die Romantik zuschrieb. Dies hinderte ihn nicht, die Leistungen der Jungen auch gelegentlich anzuerkennen. Einige Seiten nach dem eben zitierten, doch etwas verbittert klingenden Passus ruft er dem zehn Jahre jüngeren Clemens Brentano und dem dreizehn Jahre jüngeren Achim von Arnim, deren Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ ihn sichtlich entzückt hat, zu: „Einen freundlichen Handschlag endlich reiche ich dem edlen A c h i m v o n A r n i m und seinem Getreuen, C l e m e n s B r e n t a n o. Was für einen reichen Garten voll Blumen alter kindlicher Einfalt haben sie uns vor die Augen gezaubert! Wie vieles gerettet, wie vieles aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgezogen! und wie freundlich und anspruchslos uns das alles dargereicht!“ Der Wissenschaftler in ihm fügt dann, nicht unberechtigt, noch an: „Möchten sie noch Ein Verdienst hinzufügen, g e n a u e Nachweisungen auf ihre Quellen, und bey der mündlichen Aufnahme auch die Nachricht, wo? in welchem Lande? und aus wessen Munde?“<sup>52</sup>

Doch diese freudige Reaktion auf die Werke Junger bleibt vereinzelt. Ein 1810 beginnender Briefwechsel mit Jakob Grimm — wie fruchtbar hätte eine Zusammenarbeit beider Germanisten werden können! — geriet bald ins Stocken und endete nach drei Jahren mit gegenseitiger Enttäuschung, wobei nicht scharf zu trennen ist, wo bei Gräter leicht beleidigte Empfindlichkeit aufhörte und mißtrauische Zurückhaltung gegenüber dem Jüngeren begann.<sup>53</sup> Mißtrauen gegenüber den Leistungen der Jüngeren und das Gefühl einer unverdienten Zurücksetzung klingen auch in den Worten an, mit denen er 1809 die Abteilung „Minnelieder der teutschen Ritter“ in den „Lyrischen Gedichten“ rechtfertigte: „Die

<sup>51</sup> Ebenda, S. XIII.

<sup>52</sup> Ebenda, S. XXI f. — Achim von Arnim ist auch im Subskribentenverzeichnis der „Lyrischen Gedichte“ zu finden.

<sup>53</sup> Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Gräter aus den Jahren 1810 bis 1813. Herausg. von Hermann Fischer. Heilbronn 1877.

Minnelieder der teutschen Ritter würde ich unterdrückt haben, da jetzt so reichlich aus dieser Quelle der Vergangenheit für Literatur und Poesie geschöpft wird. Allein ich glaubte theils, daß sie als Versuche, die unter die ersten<sup>54</sup> nach Gleim und Göz gehören,<sup>55</sup> des Aufbewahrens nicht unwürdig seyen, theils erscheinen sie verbessert, wie ich hoffe, in jeder Hinsicht.“<sup>56</sup>

Nach diesen Feststellungen ist es verständlich, wenn wir bei der Suche nach Erwähnungen von Zeitgenossen in Gräters Briefen und Schriften immer wieder zwei typische Situationen vorfinden, nämlich entweder die respektvolle Annäherung an das bewunderte Vorbild oder die Klage über den Verlust des Verehrten.

Als Beispiel diene uns einer der ersten, mit denen Gräter in näheren brieflichen Verkehr zu treten suchte, der als Bardendichter und als Kustos der Wiener Hofbibliothek berühmte Michael Denis (1729—1800), genannt „Sined der Barde“. 1789 sandte ihm Gräter mit den „Nordischen Blumen“ seinen literarischen Erstling, der „seine erste Entstehung Ihren vortrefflichen Übersetzungen einiger Skaldengesänge und den beygefügtten gelehrten Anmerkungen zu danken hat.“<sup>57</sup> Nachdem Denis das Buch mit „gütiger Nachsicht“ aufgenommen hatte, schickte ihm Gräter 1791 auch den ersten Band von „Bragur“ und bat um Mitarbeit.<sup>58</sup> Denis jedoch antwortete nicht, und selbst eine im Jahre 1796 wiederholte Bitte scheint ohne Erfolg geblieben zu sein.<sup>59</sup> Gräter nahm dem Siebzigjährigen sein Schweigen nicht übel und gedachte seiner später mit einem Nachruf:

Dem Barden Sined.

Am 29 September 1800.

Du Sänger teutschen Vaterlands!  
Wie herrlich seh' ich schon Dich nach Walhalla steigen!  
Die Pforte öffnet sich! die Götter steh'n und schweigen!  
Denn sieh'! Theresia und Teutschlands Joseph reichen  
Dir dort, wie hier, den Eichenkranz!<sup>60</sup>

Der in Ansbach lebende Johann Peter Uz (1720—1796), an den Gräter sicher bei der Abfassung seiner anakreontischen Gedichte gedacht hatte, nahm im Gegensatz zu Denis regen Anteil an seinem Verehrer. Auch er war, als „Bragur“ erschien, bereits in den Siebzigern. „Allein wie viel verdanke ich auch dem edlen, freund-

<sup>54</sup> Sperrung vom Verfasser.

<sup>55</sup> Gemeint sind Johann Wilhelm Ludwig Gleims Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773, und seine Gedichte nach Walther von der Vogelweide. O. O. 1779. Die Erwähnung des Anakreontikers Johann Nikolaus Götz — ein anderer kann wohl nicht gemeint sein — in diesem Zusammenhang ist zunächst nicht ganz klar; offenbar denkt Gräter aber an einzelne Gedichte wie „Der zärtliche Liebhaber. (Nach einem Liede des Herzogs Heinrich von Breslau, aus dem dreyzehnten Jahrhundert.)“ oder „Des Frühlings Ankunft. Zwey Ringelgedichte aus einem Französischen Dichter des vierzehnten Jahrhunderts“ (Vermischte Gedichte von Johann Nikolaus Götz. Herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. 2. Tl., Mannheim 1785, S. 28—30 und S. 47 f.; ein ähnliches Stück S. 131—133). Götz' einschlägige Gedichte und Gräters deutlicher Bezug darauf weisen die Anakreontik bzw. deren Vorliebe für gleichgestimmte mittelalterliche Dichtung oder was sie dafür hielt als eine nicht zu vernachlässigende Wurzel des Aufblühens der altdeutschen Studien aus, die lange vor der Romantik Früchte brachte.

<sup>56</sup> Lyrische Gedichte . . . , S. 11.

<sup>57</sup> Gräter an Denis, 15. 5. 1789; Joseph Friedrich Frh. von Retzer: Michael's Denis literarischer Nachlaß. 2. Abt., Wien 1802, S. 188.

<sup>58</sup> Dgl., 11. 1. 1791; Retzer, S. 188 f.

<sup>59</sup> Dgl., 24. 2. 1796; Retzer, S. 189 f.

<sup>60</sup> Lyrische Gedichte . . . , S. 124.

lichen und in jeder Hinsicht ehrwürdigen und gelehrten Dichtergreise, dem unsterblichen Uz! Mit welcher Liebe Er mich aufnahm! wie warm er sich für Bragur interessirte, und wie herzlich theilnehmend er mir darüber schrieb, und mir Vorschläge machte, und mich ermunterte und ermuthigte! Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, als ich bald nach seinem Tode [1796] das verlassene Häuschen, aber seinen freundlichen Bewohner nicht mehr sah. Wenn du, theurer, edler, menschlicher Geist, an dem Throne deines Gottes, zu dem du, aufgefliegen mit feuerrothem Angesichte, nun entzückt, die höhere Theodicee' ertönen lässest, noch mit Deinem Herzen voll Güte an gute Menschen denkst, und zu uns herunterblickst, so nimm jene Thränen für die Sprache des heißesten Danks, den ich Dir nachgerufen habe. In meinem Herzen wird er, so wie meine Sehnsucht nach Dir, erhabener Sänger der reinsten Tugend, ewig unvergänglich seyn.“<sup>61</sup>

Daß Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803) in Halberstadt ein Freund und Förderer junger Talente war, hat sich auch an Gräter erwiesen. Zudem regte er, wie schon erwähnt, den fast fünfzig Jahre Jüngeren durch seine „Gedichte nach den Minnesängern“ zu ähnlicher Produktion an, die ihm das nicht nur als Höflichkeitsfloskel zu verstehende Kompliment entlockte: „Wäre vor 30. Jahren ein Gräter gewesen, o wie wären wir so weit!“<sup>61a</sup> Ehrevoll für Gräter war vor allem Gleims Beurteilung der Bissula-Lieder, die dieser in der ersten, noch anonymen Veröffentlichung im „Bragur“ kennengelernt hatte. Gleim schrieb darüber: „Wer mag wohl der Y° seyn, der die schöne Dichtung von den Liedern eines R ö m e r s gedichtet hat? Sie zeigt von einem seltenen Genie.“ Nicht ohne berechtigten Stolz fügt der so Gelobte hinzu: „Ich weiß nicht, ob Gleim diese Lieder für eine wirkliche Erdichtung von mir hielt, oder ob er nur zu einer Uebertragung dieser Art so viel eigene Dichtungskraft voraussetzte; aber in beyden Fällen ist diese unbefangene Aufmerksamkeit eines so großen Dichters verführerisch genug, um mich über die nochmalige Ausstellung dieses Kunstversuchs zu entschuldigen.“<sup>62</sup>

Welche Bedeutung Johann Gottfried Herder (1744—1803) für die Entwicklung des jungen Gräter hatte, wurde an einer begeisterten Briefstelle schon gezeigt. Auch an ihn richtete Gräter eine Reihe von Briefen,<sup>63</sup> und ihn hat er vor allem als seinen Lehrmeister anerkannt. Sein Nachruf im „Neuen Teutschen Merkur“ deutet an, was er ihm verdankte: „Von wessen Geist und Herz der Vor- und Jetztwelt Herder die treffende Zeichnung entwarf, der ist auf immer für die Menschheit ein bleibender Lehrer, Freund und Rathgeber geworden, und sein Name wie Herders unsterblich; es sey ein alter Israelite oder ein späterer Araber und Perser, ein Hohepriester oder ein Bramane, ein Mönch oder Skalde, ein Meistersänger der In- oder Auswelt! denn er hat alle Gestalten angenommen, und alle Herzen durchschaut, und aller Sinn und Gefühl wie einen klaren Bach vor uns vorbeigeführt! Teutschland ist durch Herdern um eine ganze Welt reicher geworden!“<sup>64</sup>

<sup>61</sup> Bragur, 6. Bd., 2. Abt. (1800), S. 275. Briefe von Uz an Gräter enthält der Gräter-Nachlaß in der Landesbibliothek Stuttgart; gedruckt sind sie in: Zerstreute Blätter. Zweite Sammlung, Ulm 1824, VI. Abschnitt.

<sup>61a</sup> Gräter an Fülleborn, 19. 12. 1795—4. 3. 1796 (Schiller-Nationalmuseum Marbach).

<sup>62</sup> Gymnasiastisches Museum, S. XIV.

<sup>63</sup> Die Briefe, die sich in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin befanden, sind dem letzten Krieg zum Opfer gefallen. Über Herder siehe auch unten S. 239—241.

<sup>64</sup> Neuer Teutscher Merkur, 8. Stück, August 1804, S. 241—244. Hier zitiert nach Narr, S. 38.

Die Wirkung Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724—1803) auf Gräter als Dichter und Patriot kann kaum überschätzt werden. „Ich war“, erzählt er in seiner Selbstbiographie, „ein fünfzehnjähriger Jüngling, als ich Klopstocks Hermannsschlacht und Ringulphs Gesang ‚Als Varus erschlagen war‘ las — ach! verschlang und dann erst las und ewig mir vorsagte und keine höhere Glückseligkeit in meiner jugendlichen Phantasie mehr zu träumen wußte als den Eichenkranz des teutschen Barden.“ Am 30. I. 1797, sechs Jahre nach dem ersten Erscheinen seiner Zeitschrift „Bragur“, wagte er es, dem so Verehrten ein Exemplar zu überreichen. Klopstock antwortete ihm allerdings erst auf einen zweiten Brief von 1799, in dem, ebenso wie in dem vorhergegangenen, Gräters Briefstil wohl einen Höhepunkt seiner Schwärmerei erreichte.<sup>64a</sup> Wie sehr ihm Klopstock Vorbild war, haben, ähnlich wie bei der Anakreontik, die „Lyrischen Gedichte“ gezeigt. Treffend hat er darin in einem Epigramm sowohl den Sänger des christlichen Messias als auch den Erneuerer des alten Bardensangs umrissen:

A u f K l o p s t o c k s G r a b .

Am 14 März 1803.

Hier, wo der Heiligste der Christusehrer liegt,  
Unheil'ge Menschen, ihr! Unchristen wandelt nicht!

Auf die Kehrseite.

Hier flicht Unsterblichkeit dem Teutschen einen Kranz!  
Verächter weicht des Teutschen Vaterlands!<sup>65</sup>

Man kann ermessen, was es für Gräter bedeutete, als außer seiner Mutter und einem nahen Freund innerhalb eines Jahres auch die drei letztgenannten Dichter verstarben:

N ä n i e

am Schlusse des Jahres 1803.

Der Lenz begann noch kaum, da haben  
Schon Vater Gleim und Klopstock sie begraben,  
Und meinen Bruder Fülleborn!<sup>66</sup>  
Das war zuviel! Könn' ich der Götter Zorn  
(So flehet' ich) mit diesen heißen Thränen  
Doch mindestens für dieses Jahr versöhnen!  
Allein der Sommer schloß, und in das Grab  
Sank die, die mir zuerst die teutsche Harfe gab,  
Sank meine Mutter auch hinab! Genug, genug der Leiden für  
Genug, genug der Leiden für ein Jahr!  
Doch in dem Buch des Schicksals war  
Noch E i n Verlust für mich beschlossen!  
Ich hört's, und meine Thränen flossen  
Auf Vater H e r d e r s Grab!<sup>67</sup>

Zu nennen wären an bekannten Namen noch Friedrich von Matthisson (1761 bis 1831), von dem in anderem Zusammenhang bereits die Rede war, Johann

<sup>64a</sup> Abschrift des Klopstock-Briefes im Gräter-Nachlaß der Landesbibliothek Stuttgart; gedruckt in: Zerstreute Blätter I, 1822, S. 342—344. — Näheres über Gräters Briefwechsel mit Klopstock bringt das inhaltsreiche Buch von Ilse Tiemann: Klopstock in Schwaben. Diss. Greifswald 1937, S. 183—192.

<sup>65</sup> Lyrische Gedichte . . . , S. 125.

<sup>66</sup> Georg Gustav Fülleborn (geb. 1769), der Studienfreund Gräters, starb im Februar 1803 als Professor am Elisabethgymnasium zu Breslau (vgl. auch: Ueber eine griechische Nachbildung . . . , S. 6, Anm.). Gräters Briefe „Ueber den Geist der Nordischen Dichtkunst . . .“ (siehe Anm. 11) sind an ihn gerichtet.

<sup>67</sup> Lyrische Gedichte . . . , S. 128.

Heinrich Voß (1751—1826), mit dem Gräter in Briefwechsel gestanden haben soll,<sup>68</sup> ohne daß sich bis jetzt Näheres darüber ermitteln ließ, und Johann Peter Hebel (1760—1826), der — kein Wunder bei den alemannischen Bezügen — von den Bissula-Liedern sehr angetan war.<sup>69</sup>

Als einzigen Angehörigen des Sturm und Drang finden wir Christian Friedrich Daniel Schubart (1739—1791), den die Betonung des Vaterländischen in „Bragur“ mit Gräter verband. Kurz vor seinem Tode konnte er in seiner „Vaterlandschronik“ das erste Heft von Gräters Unternehmen anpreisen: „Hier, Biedermann Gräter, meine Hand! Auch meine Pulse schlagen in ächtdeutschem Takte. Fahre fort für die Ehre deines Vaterlandes zu arbeiten; sey's auch nur ein duftender Eichenzweig, der um deine Schläfe schattet; es ist doch Lohn.“<sup>70</sup> Als der so Angesprochene später bei einem Bekannten gerade das Bragur-Heft aus Schubarts Nachlaß entdeckte, das er diesem zugeschickt hatte, schrieb er in Erinnerung daran nieder: „Dieß alles fiel mir bey der Erblickung des Exemplars von Bragus wieder bey, und erneuerte die alte Wehmut meines Herzens. Hausleutner [der Bekannte] ehrt auch das Andenken des Verewigten als ein biederer Deutscher, und hat bey der Versteigerung seiner Literatur und Kunstsachen Schubarths Tischorgel an sich gekauft, auf welcher er, wie er mir sagte, nur in Augenblicken tiefer Empfindung und jedesmal mit einer Art von Ehrfurcht spielt. Auch ich nahte mich mit Ehrfurcht derselben, und war begierig, einige von den sanften Tönen zu hören, die der feuervollste und geistreichste Spieler einst so bezaubernd ihr zu entlocken und zu den mannigfaltigsten Harmonien zu verbinden wußte.“<sup>71</sup>

Den für Gräter wichtigsten Namen haben wir noch nicht erwähnt: es ist Christoph Martin Wieland (1733—1813), der in Gräters Leben den alle andern überstrahlenden Leitstern darstellte und in dessen Familie ebenso Gräter eine größere Rolle spielte, als aus den gelegentlichen Erwähnungen in den Wieland-Biographien zu entnehmen ist. Viele Briefe gingen zwischen Gräter und der Familie Wielands hin und her, und persönliche Aufzeichnungen ergänzen das Bild, das wir uns von der Freundschaft der beiden machen können. Aus der Fülle des vorliegenden Materials wollen wir wenigstens eine Auswahl des Wichtigsten mitteilen.<sup>72</sup> Den ersten Schritt zur Bekanntschaft tat Gräter, als er sich am 8. Juni 1794 mit der Bitte an Wieland wandte, dieser möge ihm die Adresse eines Mitarbeiters am „Neuen Teutschen Merkur“ mitteilen.<sup>73</sup> Eineinhalb Jahre danach, Gräter hatte inzwischen Beiträge zu Wielands Zeitschrift eingesandt, spricht Wieland bereits von „warmer Achtung und Zuneigung“ gegenüber Gräter und bezeichnet ihn als einen Mann, „den ich, seiner Denkart, seinem Geschmacke, seinem Herzen und seinen Lieblingsstudien nach, für einen meiner nächsten Geistesverwandten zu

<sup>68</sup> Johann Gottfried von Pahl: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840, S. 83. — Im Nachlaß von Heinrich Voß in der Bayerischen Staatsbibliothek München haben sich keine Briefe Gräters erhalten.

<sup>69</sup> Narr, S. 38.

<sup>70</sup> Mein Besuch bey Amalien . . . , S. 97. — Schubarts von Gräter im Auszug zitierte Ankündigung war in der Nr. 63 vom 9. 8. 1791 (S. 525 f.) der „Chronik“ erschienen.

<sup>71</sup> Ebenda, S. 100 f.

<sup>72</sup> Der Verfasser gedenkt das Verhältnis Gräters zu Wieland an Hand von ungedruckten Quellen bei anderer Gelegenheit ausführlicher darzustellen. Gelegentliche Mitteilungen ohne Quellenangabe stammen aus dem dort vorzulegenden Material.

<sup>73</sup> Gräter an Wieland, 8. 6. 1794 (Hs: Sächsische Landesbibliothek Dresden, h 37, 4<sup>o</sup>, Bd. 62, Nr. 1).

halten, so viele Ursache habe“.<sup>74</sup> Nun wurde der Briefwechsel rasch vertraulich. Gräter legte „Papa Wieland“, als welcher sich dieser hier in der Tat erwies, seine Ausonius-Übersetzung zur Beurteilung und Verbesserung vor<sup>75</sup> und erhielt nach Erscheinen seiner „Lyrischen Gedichte“ höchstes Lob aus Weimar: „Tausendfachen Dank, lieber Gräter, für das schöne Exemplar Ihrer Gedichte! Darf ich Ihnen gestehen, daß Sie mir durch den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, Genialität und Anmuth Ihres lyrischen Talents aufs angenehmste überrascht haben? Sie haben sich dadurch einen Platz unter den vorzüglichsten Lyrikern Deutschlands erworben.“<sup>76</sup>

Zur persönlichen Begegnung kam es 1796, als Wieland auf seiner Schweizerreise in Hall Station machte und im Gasthof als einzigen Besucher seinen Verehrer Gräter empfing, und im Herbst 1797, als Gräter seinen langgehegten Traum vom Besuch in Oßmannstedt wahr machen konnte. Wieland und seine Familie lernten auch bei dieser Gelegenheit ihren Gast schätzen. „Herr Gräter ist mir ein zu angenehmer Gast gewesen, als daß ich es nicht beklagen sollte, daß ich seines mir so werthen Umgangs nicht länger und vollständiger habe genießen können“, schreibt der Dichter an den Städtmeister von Hall. „Er nimmt, indem er von uns scheidet, mein Herz, und die Achtung meiner ganzen Familie und aller, die ihn hier kennen lernten (worunter auch unser Durchl. regierende Herzogin ist) mit sich — und wüßte ich nicht, daß er Ew. Hochwohlgeboren schon lange durch sich selbst auf's beste empfohlen ist, so würde ich mich gedrun gen fühlen, ihn Ew. Hochwohlgeboren als einen jungen Mann, dessen vorzügliche Talente, gelehrte Kenntnisse und bereits erworbener Ruhm, aber (was noch mehr als dieß alles ist) dessen Geist und Herz ihm überall die Achtung und Liebe der besten Menschen zuzieht, und der in jedem Betracht eine Zierde Ihrer Reichsstadt ist, auf's angelegenste zu empfehlen.“<sup>77</sup>

Bei persönlichen Schwierigkeiten sprach Wieland dem Melancholiker gut zu: „Daß Sie, als Sie an Ihrem letzten Brieflein . . . drucksten, nicht bey guter Laune waren, ist etwas menschliches. Non si male nunc, et olim sic erit. Ich darf mich nur in Ihre Lage hineindenken — so bin ich sehr geneigt, Ihnen noch viel mehr zu gut zu halten. Flüchten Sie sich, sobald Sie können, nach Oßmanstätt, wo jedermann (inclusive der Damen) Sie lieb hat, und wo es Sorgen und Grillen nicht erlaubt ist, sich innerhalb meiner Zaun- und Pfahlgerechtigkeit blicken zu lassen. Inzwischen, lieber Herr und Freund, leben Sie wohl, und wehren sich gegen Fliegen und Grillen mit Händen und Füßen.“<sup>78</sup>

Anfang 1798 erreichte Gräters Stimmung einen Tiefpunkt, den er den Weimarer Freunden mittheilte: „Einer größern Geistesstumpfheit und unerträglichen Indolenz und Gleichgültigkeit, womit ich alles um mich her betrachte, und einer erklärten Abneigung gegen allen Scherz erinnere ich mich seit vielen Jahren nicht . . . Ich weiß nicht, ob dieß der Anfang einer Seelenkrankheit oder eine Krisis zu ihrer

<sup>74</sup> Wieland an Gräter, 26. 1. 1796; Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet. 4. Bd., Zürich 1816, S. 78 f.

<sup>75</sup> Wieland an Gräter, 11. 8. 1797; ebenda, S. 170.

<sup>76</sup> Wieland an Gräter, 1. 1. 1810; ebenda, S. 290 f. Über die Entwicklung des Briefwechsels mit Wieland spricht Gräter auch in seinem Brief an Fülleborn vom 19. 12. 1795—4. 5. 1796 (Schiller-Nationalmuseum Marbach), von Wielands Besuch in Schwäbisch Hall (5. 9. 1796) erzählt er im Brief vom 13. 7. 1800 an den selben Empfänger (ebd.).

<sup>77</sup> Wieland an von Jemgumer-Closter; ebenda. S. 174 f.

<sup>78</sup> Wieland an Gräter, 11. 8. 1797; ebenda, S. 171 f.

Genesung ist.<sup>79</sup> In diesem Zustande, der ihn zur vertraulichen Aussprache drängte, schrieb er den langen, denkwürdigen Brief vom 14. 1. bis 1. 3. 1798,<sup>80</sup> der eines der unmittelbarsten Zeugnisse von Gräters inneren Schwierigkeiten darstellt. Man bemerkt, wie ihm das Schreiben-Können an einen vertrauten Freund gleichsam Halt gibt, und es ist kein Zufall, daß dieser Freund gerade Wieland war.

An Wielands Enkelin Wilhelmine Schorcht schrieb er einmal, was ihm der Dichter bedeutete, nachdem er gerade einen Band von dessen Cicero-Übersetzung zugesandt bekommen hatte: „Sagen Sie I h m, dem Herrlichen, aufs neue, wie zärtlich ich Ihn liebe, wie innig ich Ihn verehere! und was für ein theures, heiliges Kleinod mir das Geschenk der Ciceronischen Briefe aus den eigenen Händen unsers Cicero, Wielands ist! und wie stolz ich darauf bin!“<sup>81</sup> An dieser Verehrung nahm auch seine Frau Anteil, „die von Jugend auf viel gelesen hat, aber an den Schriften unsers unsterblichen Wielands sich niemals satt liest, und bey jedem Ruhepuncte des Hauswesens wenigstens in den geliebten Oberon blitzt ...“<sup>82</sup> Einen der perönlichsten Briefe an Wilhelmine schrieb er nach Erhalt der Todesnachricht: „Nachdem ich ausgeweint habe (denn ich schäme mich nicht, meine Thränen zwischen meinen vier Wänden Ihnen, theure Wilhelmine, aufrichtig zu gestehen) setze ich mich her, um Ihnen selbst — einen Trost zu geben? Nein, wahrlich nicht! D a z u b i n i c h w e n i g s t e n s i n d i e s e m A u g e n b l i c k e n i c h t f ä h i g. I c h b i n e r s c h ü t t e r t u n d g e b e u g t. V o r e i n e r S t u n d e w a r e s, d a ß m e i n e F r a u m i t T h r ä n e n i m A u g e u n d g e b r o c h e n e r S t i m m e (denn auch sie, unbekannt, war mit Zärtlichkeit dem theuren Todten zugethan) zu mir hereintrat: ‚Ein Brief von Weimar, schwarz gesiegelt!‘ Ich nahm oder entriß ihr ihn vielmehr, sah Ihre Hand, Theure — W i e l a n d i s t t o d t! sagt ich, und der Gedanke durchfuhr meine ganze Seele! Ach! gewiß, Liebe, so ist es!“<sup>83</sup>

Einen gewissen Trost konnte es ihm bedeuten, daß ihm 1815 Wielands Tochter Lotte Geßner im Namen der Familie die Vollendung der Übersetzung der Briefe Ciceros antrug, an der Gräter seinerzeit innigen Anteil genommen hatte. „Ich freue mich“, schrieb er an Wilhelmine, „dem großen und ehrwürdigen Schatten Ihres herrlichen Großvaters und Erziehers damit ein letztes Opfer meiner Verehrung, Liebe und Dankbarkeit darbringen zu können.“<sup>84</sup>

Damit sind alle berühmten oder wenigstens bekannten Dichterpersönlichkeiten erwähnt, die in Beziehung zu Gräter standen. Dabei fällt auf, daß die Namen Goethe und Schiller noch kein einziges Mal berührt wurden, obwohl Gräter die beiden Großen und ihre Werke sicher kannte. Enthielt ja schon die Schrift „Von deutscher Art und Kunst“, die den Studenten so begeistert hatte, Goethes bahnbrechenden Aufsatz „Von deutscher Baukunst“. Bereits Heinrich Döring hat diese Tatsache

<sup>79</sup> Gräter an Wieland, 3. 2. 1798 (Hs: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Sammlung Böttiger, Kapsel 9).

<sup>80</sup> Gräter an Wieland, 14. 1. bis 1. 3. 1798 (Hs: ebenda).

<sup>81</sup> Gräter an Wilhelmine Schorcht, 14. 2. 1811 (Hs: Wieland-Museum Biberach). Die von Wieland an Gräter geschenkten Bände seiner Cicero-Übersetzung, z. T. mit eigenhändiger Widmung, befinden sich heute in der Bibliothek des Wieland-Museums Biberach.

<sup>82</sup> Gräter an Wilhelmine Schorcht, 20. 6. 1812 (Hs: ebenda).

<sup>83</sup> Gräter an Wilhelmine Schorcht, 2. 2. 1813 (Hs: ebenda). Gräters Nachruf auf Wieland in *Idunna* und *Hermode* (2. Jg. 1813, Nr. 9, S. 44) beruht z. T. auf den ihm von Wilhelmine mitgeteilten Einzelheiten über Wielands letzte Tage.

<sup>84</sup> Gräter an Wilhelmine Schorcht, 28. 9. 1815 (Hs: ebenda). — Nachzutragen wäre hier der Gedanke Gräters, einen deutschen Homer dann kommen zu sehen, „wenn ein und derselbe Kopf Klopstocks Kraft und Wielandschen Geist in sich vereint“ (vgl. S. 100).

erwähnenswert gefunden und dazu bemerkt, Goethes und Schillers literarische Tätigkeit sei „von der seinigen zu verschieden, um mit beiden in nähere Beziehung zu kommen“.<sup>85</sup> Wirklich stoßen wir bei ihm nur auf vergleichsweise belanglose Äußerungen, wie etwa die gelegentliche Erwähnung eines Goethe-Zitats in einer seiner Zeitschriften oder die Anerkennung von „Hermann und Dorothea“ als einer der „bedeutendsten Früchte“ der Einführung des Hexameters in der deutschen Dichtung.<sup>86</sup>

Unsere Verwunderung wird fast zur Befremdung, wenn wir lesen, wie Gräter zum Beispiel das 1792 herausgebrachte Schauspiel „Clara von Hoheneichen“ des heute als Trivialautor angesehenen Christian Heinrich Spieß (1755—1799) beurteilt.<sup>87</sup> Er nennt es ein „Meisterstück der tragischen Kunst, hingeworfen mit Shakespears Geist“. Es „erschütterte die Zuschauer, und war wie ein schrecklich wüthendes Gewitter, das endlich in Wohlthat zerfloß, die das geängstigte Herz kaum zu fassen vermochte. Und wie schienen die Charaktere so kühn gedacht und mannvest hingestellt.“<sup>88</sup> Selbst wenn man bedenkt, daß das Urteil auch literarisch Gebildeter über zeitgenössische Produkte in Wirklichkeit oft ganz anders ausfiel, als es sich den Nachgeborenen und der rückblickenden Literaturgeschichtsschreibung darstellt — man vergegenwärtige sich etwa die Bedeutung Kotzebues —, so ist die Begeisterung für Spieß und die offensichtliche Ignorierung Goethes und Schillers nur schlecht zu begreifen.

Und doch müssen die beiden Großen Gräter irgendwie berührt haben, sonst hätte er nicht so heftig reagiert, als er im Herbst 1796 den „Musen-Almanach für das Jahr 1797“ mit den „Xenien“ in die Hände bekam. Gräters Antwort darauf war nur eine flüchtige Gelegenheitsarbeit, sie war nicht zur Veröffentlichung bestimmt und ist sogar gegen seinen Willen erhalten geblieben, für uns stellt sie das wohl bemerkenswerteste Zeugnis unter allen seinen Dichtungen dar. Entstanden ist es um das Jahresende 1796 aus der Stimmung des Ärgers und der Empörung über die Respektlosigkeit der Weimarer heraus. Da „hab’ ich denn“, schreibt er an Wieland, „... so viele, die ich theils persönlich, theils durch Briefe, theils aus Schriften hochachten und lieben gelernt hatte, so bübisch behandelt gefunden, daß es mich bis in die innerste Seele indignirte ... Fast gerathe ich doch in Versuchung, Ihnen noch einige von meinen extemporanen Parodien (jedoch sub rosa, und mit der ernstlichen Bitte, diese Zeilen nach der Lesung sogleich zu vertilgen) mitzutheilen.“<sup>89</sup> Und nun folgen zweiunddreißig Antixenien, die wir im Vergleich mit den anderen damals erschienenen Gegenschriften zu den gelungensten und geistvollsten zählen müssen. Wieland ist der Bitte, die Blätter nach der Lektüre zu vernichten, nicht nachgekommen, er hat nur, um bei einer eventuellen Entdeckung des Briefes den Verfasser nicht bloßzustellen, Anfang und Schluß beseitigt und einige wahrscheinlich zu grobe Stellen unleserlich gemacht. Wollen wir einige Stücke, soweit sie Gräters Verhältnis zu Goethe und Schiller beleuchten, herausheben:<sup>90</sup>

<sup>85</sup> Döring, S. 96.

<sup>86</sup> Lyrische Gedichte . . . , S. 14.

<sup>87</sup> Mehr als literarische Kuriosität kamen Spieß' Biographien der Selbstmörder jüngst wieder zu Ehren (Neuwied 1964).

<sup>88</sup> Mein Besuch bey Amalien . . . , S. 47.

<sup>89</sup> Unbekannte Antixenien . . . (vgl. die folgende Anm.), S. 278 f.

<sup>90</sup> Siehe meinen Aufsatz: Unbekannte Antixenien von Friedrich David Gräter. In: Archive und Geschichtsforschung. Fridolin Solleder zum 80. Geburtstag dargebracht. Neustadt a. d. Aisch 1966, S. 274—286. Hier sind sämtliche Gräterschen Antixenien mit allen Einzelnachweisen mitgeteilt. Die in der obigen Auswahl angegebenen Nummern sind hieraus entnommen.

Ein Anliegen ist ihm, die seiner Meinung nach zu Unrecht angegriffenen Persönlichkeiten zu verteidigen. Er erregt sich etwa über die Ausfälle gegen Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll (1765—1822), den Herausgeber des bekannten „Nekrologs der Deutschen“,<sup>90a</sup> und antwortet auf das Xenion gegen Karl Wilhelm Ramler (1725—1798), der wegen seiner Gewohnheit, die Dichtungen anderer zu verbessern, als Krebs, der „manch lyrisches Blümchen“ mit der Schere zu Tode „kneipe“, verspottet worden war:

[9] Der Krebs in Berlin.

Leihe doch deine Schere nie mehr den undankbaren Leuten,  
Die über kurz oder lang dafür dich werfen mit Koth.

Auch Christian Gottfried Schütz (1747—1832), an dessen „Allgemeiner Literatur-Zeitung“ Gräter mitarbeitete und den er im Jahr darauf persönlich besuchte, verteidigt er:

[10] Der Schütz.

Schütz liebt freylich den Spaß, und versteht ihn; aber den euren  
Kann man nicht lieben, und auch wahrlich noch minder verstehn.

Selbstverständlich fehlt eine Huldigung an Wieland nicht:

[12] An Wieland.

Wieland, wie groß ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,  
Sieht man, wie klein und wie dumm Deine Rivalen noch sind!

Eine andere Gruppe von Antixenien greift Goethe, den Gräter übrigens für den alleinigen Verfasser der Xenien hielt, und Schiller<sup>91</sup> direkt an:

[2] Die große Ep.

Einen Sch\* und G\* hat das Jahrhundert geboren:  
Aber ihr großes Geschrey findet ein kleines Gehör.

[11] Wohlfeile Achtung

Ist man erhaben wie ihr, so wird man auch billig erhoben:  
Eins ist die Frage nur noch. Das ist die Frage: wohin?

Der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller ist wahrscheinlich das folgende Epigramm gewidmet:

[13] An G\*\*

Meynst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?  
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

Und sogar vor Goethes Privatleben, über das er also Bescheid gewußt haben muß, scheut Gräter nicht zurück:

[5] Die Kunst zu lieb.

Nimmer bedarfst du zum Lieben der Kunst, du glücklicher G\*\*,  
Denn die Natur hat für dich mehr als zuviel schon gethan.

Zur dritten Gruppe von Antixenien wurde er angeregt durch ein von dem Nürnberger Verleger Frauenholz herausgebrachtes Kupferstichporträt Schillers, das nach dem bekannten Gemälde von Anton Graff gestochen war.<sup>92</sup> Während es Schillers Freunde ähnlich fanden und als gelungen bezeichneten, ärgerte sich Gräter

<sup>90a</sup> Gräter war Schlichtegroll vor allem deswegen wohlgesonnen, weil dieser, „der edle Würdiger der Todten“, seinem väterlichen Freund Böckh im „Nekrolog“ ein „treffendes Denkmal“ gesetzt hatte (vgl. Lyrische Gedichte, S. 99). Auf seiner Reise nach Oßmannstedt machte er in Gotha Schlichtegroll wiederholt seine Aufwartung.

<sup>91</sup> Näheres über einen „kühlen Empfang“, den Schiller Gräter bereitet haben soll, ließ sich noch nicht feststellen (vgl. Irmgard Schwarz: Friedrich David Gräter ... Greifswald 1935, S. 20).

<sup>92</sup> Neuerdings abgebildet im Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft XI/1967, nach S. 632, dazu Text S. 641.

an der „über alle Affektation hinausgehenden sterbenskranken Stellung“, die er an dem Dargestellten zu erkennen glaubte. Von hier aus werden die folgenden Stücke verständlich:

[23] Hinc illae lacrymae.

Kennt ihr den kranken Poeten? Ihr guten Seelen, habt Mitleid!  
Allzuviel Weyhrauch hat ihm, ach! das Köpfchen verrückt!

[24] Discretion.

Oeffnet leise die Thür! Er schlummert! Griechenlands Götter  
Machen voll Ehrfurcht ihm itzt ihre Verbeugung im Traum.<sup>93</sup>

[25] Indiscretion.

Aber was Henkers! wer wird denn immer nur warten und dastehn?  
Ist's denn der Sonnengott selbst? Scheint's denn? Es schillert ja nur.

[30] Peccatus intra & extra.

Ja, das weiß ich, man liebt und bewundert mich drinnen und draußen:  
Frau des bewundernsten Mannes! sag mir, was ist wohl zu thun?

[31] Echo!

Auch ich weiß es, man liebt und bewundert dich drinnen und draußen:  
Trautes Männchen! so nimm dich noch zusammen einmal!

[32] Recidiv.

Weh mir! es ist mir so weh! Nur etwas zum riechen! Ich falle  
Schon in Ohnmacht, und nun werden die Sinne vergehn!

Man sieht aus diesen doch recht gelungenen Antixenien, Gräter war über Leben und Werk der großen Weimarer wohl informiert. Warum er sie mit mißtrauischer Distanz betrachtete, welchen Eindruck ihre Werke auf ihn machten, warum er über sie und ihre Dichtungen schwieg, können wir nur vermuten.

\*

Wir haben versucht, die geistesgeschichtliche Stellung Friedrich David Gräters zu umreißen. Bei flüchtiger Betrachtung seiner Lebensdaten, er ist neunzehn Jahre nach Goethe geboren und drei Jahre vor ihm gestorben, und seiner Neigung zur Poesie der alten Völker glaubt man, ihn in die geistige Umwelt der Romantiker einreihen zu müssen. Die nähere Beschäftigung mit ihm zeigt jedoch in eindringlicher Übereinstimmung, daß er stets ein Kind der Aufklärung, ein Vertreter des 18. Jahrhunderts geblieben ist.<sup>94</sup> Dies lehrt uns einmal mehr, wie fragwürdig die eingefahrenen Epochenbezeichnungen werden, wenn man den Blick weg von den Großen und hin auf die durchschnittlichen Vertreter des geistigen Lebens richtet, wenn man weniger in die Geschichte der führenden Ideen allein, sondern auch mehr in die Geschichte der breiten Bildung eindringt und wenn man sich bemüht, sein Urteil nicht nur aus der heutigen Sicht, sondern ebenso aus der Sicht der Zeit zu fällen. Auf diesem Gebiet, meinen wir, stellen sich der Forschung noch wichtige Aufgaben, und daraus möge sich auch rechtfertigen — mehr als durch die Feier des 200. Geburtstages —, daß Friedrich David Gräter der Vergangenheit entrissen wird.

<sup>93</sup> Anspielung auf Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“.

<sup>94</sup> Daß Gräter mit dieser „anachronistischen“ Haltung nicht allein stand, zeigt etwa das anregende Kapitel „Ausläufer der Rokokodichtung. Epigonen“ in dem Forschungsbericht von Alfred Anger: Literarisches Rokoko. Stuttgart 1962, S. 31—34 (Realienbücher für Germanisten. Abt. Literaturgeschichte).

# Braga und Hermode

oder

Neues Magazin

für die

vaterländischen Alterthümer

der Sprache, Kunst und Sitten.

---

Erster Band,  
Erste Abtheilung.

---

Mit einem Zirkelkupfer von Daniel Eppendorf und  
einem Notenblatte.

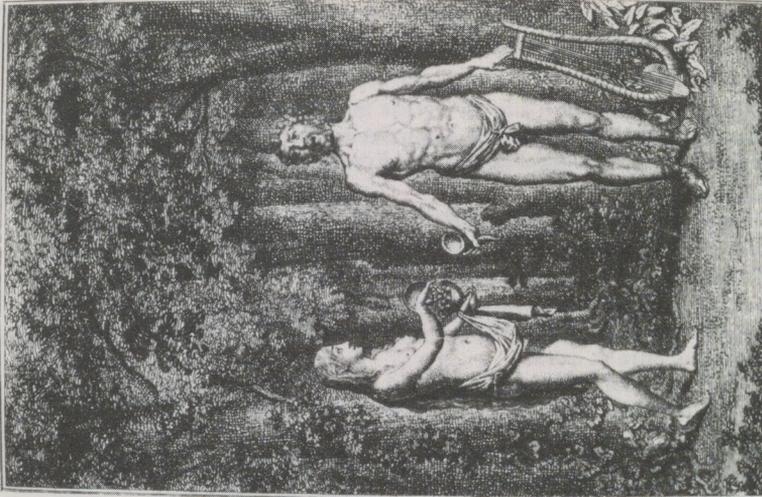
---

Leipzig,



bey Heinrich Gräßler

1796.



*Thun Vaterland ihr Edlen ein Braga!  
aus ihrer goldenen Schaal' Juterna  
Den Apfel der Unsterblichkeit auch!*

97